

Sybilla, „und so will ich es wohl verantworten, Dich zu ihr zu führen.“ Sie hielt einige Augenblicke, wie mit sich selbst kämpfend, inne und fügte dann leise hinzu: „Berena sehnt sich nach Dir!“

Ich traute meinen Ohren kaum, als ich diese letzten Worte von den Lippen der „Nonne“ Sybilla sprechen hörte. Welchen Kampf mußte die Liebe der Schwester mit der Starrheit der Himmelsbraut gekämpft haben, um sich diese Worte zu gestatten. Ich begriff Sybilla wohl, es war die zweite Bitte um Vergebung, welche die Priorin nun in anderer Form an den Bruder richtete. Und auch Julian verstand sie.

Der Name, den sie im Elternhause getragen hatte, der Name, den sie von den Kinderlippen des kleinen Bruders so gern gehört, glitt über die Lippen des Mannes.

„Stelka,“ rief er mit dem ganzen innigen Wohl-laut, dessen seine Stimme fähig war, „Stelka, was mußt auch Du gelitten haben!“

Schluchzend sank das Haupt der Priorin an die Schulter des geliebten Bruders; und ich ergriff die Hand meines Vaters und zog ihn leise mit mir hinaus, um die Geschwister allein zu lassen.

### VIII.

Ich führte meinen Vater in mein Zimmer hinauf, in die einstige Zelle Schwester Berenas, und zeigte ihm dort den Secretär und seine Geheimnisse: das verborgene Fach und das Tagebuch. Natürlich bat ich meinen Vater, auch Onkel Julian nichts von meinen Entdeckungen zu verrathen. Mein Vater und ich hatten uns viel, viel zu erzählen, und doch drängte die Theilnahme an dem Geschehe der Freunde sogar das Interesse an unsere eigene Angelegenheiten einigermaßen in den Hintergrund.

Mein Vater sagte mir, daß Onkel Julian rastlos forschend Jahr um Jahr die Welt durchstreift habe, lernend und lehrend. Er habe sich bedeutende Kenntnisse auf jedem Gebiete des Wissens erworben, habe in Paris Medizin studiert und sei dort zum Doctor



der Heilkunde promoviert worden; aber obwohl ihm vielfach Anerkennungen, ja selbst Auszeichnungen zu Theil geworden seien, so habe er doch das, was er so schmerzlich gesucht, niemals finden können: „Ruhe.“

Schwester Hedwig unterbrach unser angelegentliches Gespräch; sie kam uns zu sagen, daß die ehrwürdige Mutter uns bitten lasse, in ihre Zelle zu kommen; der fremde Herr „Doctor“ sei auch dort.

Die Priorin mochte ihren Bruder im voraus als „Doctor“ bezeichnet haben, um sein späteres Erscheinen bei Berena unauffällig zu motivieren.

Wir saßen noch lange bei der Priorin in eifriger Unterhaltung; die Geschwister hatten sich nach zwölfjähriger, auch geistiger Trennung wieder gefunden, und jedes ihrer Worte sprach nun die Berklärung und den Frieden aus, welche ihre Seele erfüllten. Natürlich kam unser Gespräch immer wieder auf Berena zurück, welche uns alle, wenn auch aus den verschiedenartigsten Gründen der lebhaftesten Theilnahme wert erschien.

Es wurde bestimmt, daß Berena erst vorsichtig mit Zustimmung des alten Klosterarztes, der sie bisher behandelt hatte, von der Anwesenheit Julians unterrichtet werden sollte, und daß Julian sie erst sehen sollte, wenn der alte erfahrene Doctor seine Zustimmung nicht versagen würde. Julian fügte sich diesen Bestimmungen, da er ihre Berechtigung wohl anerkennen mußte. Mein Vater sprach allerdings den Wunsch aus, baldmöglichst abzureisen; doch bat ich ihn zu bleiben, bis ich einige Gewißheit über Berenas Schicksal haben würde, die mir wie eine Schwester lieb geworden war. Mein Vater, der jetzt nach dem Kriege wieder Privatmann geworden war, und dem es ziemlich gleich sein durfte, wo er sich aufhielt, erfüllte gern meinen Wunsch. Als die Herren endlich aufstanden, um in ihren Gasthof zurück zu kehren, brachte Schwester Hedwig auf einer Platte frisches Wasser, welches mein Vater verlangt hatte; und da sah ich mit Verwunderung, daß ihr liebes frisches Gesichtchen ganz verweint erschien.



Als sie hinaus gegangen war, fragte ich auch gleich die Oberin, was der jungen Novize fehle.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Mater Sybilla, „aber ich vermuthe, daß es bereits der Abschiedschmerz ist, der das arme Kind weinen macht. Sie wird jedenfalls erfahren haben, daß Dein Vater Dich mit sich nehmen will, und Du bist immer sehr gut gegen sie gewesen.“

„Dann taugt sie aber nicht zur Nonne,“ bemerkte Julian mit einiger Schärfe, „das Kloster fordert von seinen Angehörigen laut- und thränenlose Entfagung.“

Die Priorin schwieg und sah trübe vor sich hin; sie schien nicht antworten zu wollen.

Als die Herren sich entfernt hatten, suchte ich Hedwig auf; ich fand sie bei der Küchenschwester Christine, die ihrem Liebling gute Worte gab.

Als sie mich erblickte, überließ sich die arme kleine Novize ungehemmt dem Ausbrüche ihres Schmerzes; ich konnte sie nicht einmal damit beruhigen, daß ich ihr sagte, ich würde für's erste noch hier bleiben.

„Das wird für einige Tage, vielleicht für Wochen sein“, rief die sonst so stille, sanfte Hedwig fast heftig, „und dann gehen Sie doch fort, und kommen nie mehr hierher, Sie nicht, Fräulein Teresa, die ich so lieb habe, und kein anderer Mensch. Und ich muß Tag für Tag hier eingesperrt sein und alle Tage dasselbe thun und werde alle Tage von unserer ehrwürdigen Mutter gescholten, weil ich nichts recht mache, weil ich nicht demüthig und andächtig genug bin. Ich bete gern zu dem lieben Gott; aber ich möchte es nicht thun, wenn ich so recht das Bedürfnis dazu habe, nicht wenn man dazu commandiert wird. Und wenn die Sonne zu meinem Zellenfenster herein schaut und ich die Bäume flüstern und rauschen höre, dann dünkt mirs, ich sei der kleine graue Vogel, den Tante Christine hier in der Küche in einem Bauer hängen hat, und der nicht mehr singt, weil er gefangen ist! Der arme Vogel ist auch nicht gefragt worden, ob er will, und ob es ihm recht ist, als man ihn in das Bauer steckte.“

Die arme kleine Schwester Hedwig preßte ihr



Tuch an die Augen und eilte, ehe die entsetzte Küchenschwester ein Wort des Vorwurfes fand, wie ein verfolgtes Reh davon.

„Du lieber Himmel, was fällt nur dem Kinde ein,“ jammerte die gute Schwester Christine auf's höchste erschreckt, „so etwas habe ich ja noch nie von ihr gehört; liebstes, bestes Fräulein, sagen Sie nur nichts der ehrwürdigen Mutter. Hedwig würde für ihre unüberlegten Worte schwer büßen müssen.“

Ich versprach zwar der geängstigten Küchenschwester, über die Aeußerungen Hedwig's zu schweigen, nahm mir aber vor, Mater Sybilla zu fragen, ob sie nicht leise Zweifel in die Berufsfreudigkeit der Novize Hedwig setze.

Der alte Klosterarzt hatte endlich gestattet, Berena in ihre frühere Zelle in das Kloster zu bringen, da die Arme es sehnlichst wünschte. Berena's zunehmende Schwäche fieng übrigens an, uns leise Besorgnisse einzulösen, trotz ihres sonstigen anscheinenden Wohlbefindens.

Der Augenblick, da Berena nach zwölf Jahren wieder ihre Zelle betrat, war für uns alle tief ergreifend; und als nun die Schwester Berena am offenen Fenster saß, dessen weiße Mullvorhänge der laue Hauch eines warmen Septembertages sanft bewegte, und als ihr Blick mit träumerischer Wehmuth an den Laubkronen der Bäume hängen blieb, die hinter der Taguswand emporstrebten, und deren leises Rauschen bis zu uns herüber drang, da beugte sich die ehrwürdige Mutter über das schöne blonde Haupt und drückte es sanft an ihre Brust.

„Ist Frieden in Deiner Seele, auch wenn Du an mich denkst, Berena,“ fragte sie mit unsicherer Stimme, und wie in banger Erwartung lauschte sie auf Antwort.

„Ja, Sybilla,“ versetzte Berena einfach, zog aber liebevoll die Hand der Priorin an ihre Lippen. Da leuchteten die dunklen Augen der ehrwürdigen Mutter in freudigem Danke auf. Sie preßte mit der Rechten das große silberne Kreuz, welches sie um den Hals trug, fest an ihre Brust und verließ das Zimmer. — —



Ich theilte auf den Wunsch Berenas sowohl, wie auf den des alten Arztes mit der Genesenen das Zimmer. Sie verließ dasselbe trotz des warmen schönen Wetters nur selten und erklärte stets, sich zu müde zum Spazierengehen zu fühlen. Von dem Tagebuche hatte Berena noch nichts erwähnt, weder vor mir noch vor der Priorin, und ich hütete mich natürlich, meine Kenntniß von demselben zu verrathen. Den Secretär, der ja Berenas Eigenthum war, stellte ich selbstverständlich ihr wieder zur Verfügung, trotzdem sie erklärte, seiner nicht zu bedürfen. Doch bemerkte ich wohl, daß sie in meiner Abwesenheit manchemal das geheime Fach geöffnet haben mußte; denn oft, wenn ich zurückkehrte, fand ich das Pult aufgeschlagen, Berenas liebes Gesicht verweint und ihre Stimmung gedrückt und niedergeschlagen.

Wie verabredet, hatten wir Berena in der vorzüglichsten Weise auf die Anwesenheit Julians vorbereitet. Als sie zu verstehen begann, worauf man hindeutete, erschrock sie, und ein helles Roth ergoß sich über die schönen Züge. Nur mühsam faßte sie sich. „Wird die ehrwürdige Mutter gestatten, daß ich ihn . . . daß ich den Grafen Julian von Naghsakos empfangen darf?“ stammelte sie; und als die Priorin ihr erklärte, daß sie nichts gegen einen Besuch des Grafen Julian, der auch Arzt sei, bei dem kranken Fräulein von Aranyi einzuwenden habe, da flüsterte Berena nur leise nach unvergessener Klosterfitt: „Vergelt's Gott.“ Müde sank ihr Kopf zurück, die blauen Augen schlossen sich, als wollte sie schlummern; doch sah ich wohl an dem schmerzlichen Zucken der feinen Lippen, daß Berena nicht schlief.

Am folgenden Tage erwarteten wir Julian in den Nachmittagsstunden im Kloster, um ihn zu Berena zu führen. Diese konnte kaum erregter der Ankunft Julians entgegensehen, als ich selbst es that. Am Morgen half ich, wie immer, jetzt meiner Freundin Berena beim Ankleiden, da ihre zarten Hände ihr bei jeder einigermaßen bedeutenderen Anstrengung den Dienst versagten. Berena war mir wirklich eine Freundin



geworden, das heißt, trotz des Unterschiedes der Jahre hegte ich ein beinahe mütterliches Gefühl für das schöne schwache Wesen.

Die Priorin selbst wünschte nicht, daß Berena Ordenskleider trage; und deshalb wurde nicht einmal der Versuch gemacht, sie solche anlegen zu lassen. Ich half Berena also, die schlanke Gestalt in ein weiches, faltiges weißes Gewand zu hüllen; das blonde reiche Haar fiel wie immer lose und lockig auf die Schultern herab. Aus dem Garten brachte ich Berena eine zarte blasse Theerose; doch die Kranke weigerte sich, dieselbe anzustecken, wie ich es wünschte; sie bat vielmehr, die Rose in ein Glas zu geben und dasselbe neben ihren Sitz auf das Fenster zu stellen.

Der Tag verging in Erwartung der Nachmittagsstunden mit peinlicher Langsamkeit; endlich nahm ich die Guitarre, welche wir aus dem Pavillon mit heraufgebracht hatten, von der Wand und legte sie auf Berenas Schoß, indem ich meine Freundin bat, mir ein Lied zu singen und zu spielen. Berena erfüllte gern diesen Wunsch, so oft ich ihn auch aussprach. Nur das Lied, dessen erste Strophe sie als einzige lichtvolle Erinnerung in die Nacht ihres Wahnsinnes begleitet hatte, das Lied, welches sie aus dieser Nacht wieder zu geistiger Klarheit geweckt hatte, dieses Lied sang sie nicht mehr; und ich erinnerte sie auch niemals daran. Seit Berena wieder geistig gesund geworden war, kehrten in ihr Gedächtnis auch alle die Melodien zurück, welche sie früher gekannt und gesungen hatte, und es gab deren eine reiche Fülle. Und wie sang Berena! Ich habe seither viele der besten Sängerinnen gehört; aber keine, keine hat jemals wieder mit ihren Tönen mein Herz so in fast schmerzlichem Entzücken erzittern lassen, mich mit ihren Liedern so der Welt entrückt, wie die kleine blonde Nonne Berena. Die Guitarre, mit welcher Berena ihren Gesang begleitete, das jetzt fast vergessene und belächelte Instrument, in ihren Händen wurde es ein belebtes Wesen, das, jeden Schmerz und jede Freude mitführend, jubelte und klagte.